

Nationsbildung in einem Migrationsraum

Wanderungsbewegungen und erste Regungen eines ‚National‘gefühls im Raum Luxemburg vor 1800

Vom 10.-12. Dezember 2009 organisierte die Forschungseinheit IPSE im Rahmen des Projekts PARTIZIP unter Leitung von Prof. Dr. Jean-Paul Lehnens und PD Dr. habil. Norbert Franz an der Uni Luxemburg eine internationale Tagung zum Thema „Nationenbildung und Demokratie. Europäische Entwicklungen gesellschaftlicher Partizipationen“. Bei dieser Gelegenheit hielt unser Mitarbeiter Michel Pauly einen Vortrag, der (in leicht gekürzter Fassung) auch die forum-Leser interessieren dürfte, ist doch das Thema Nationenbildung und nationale Identitätsfindung seit etlichen Jahren ein in dieser Zeitschrift öfters diskutiertes Thema.

In einer Diaklase-Höhle bei Waldbilling im Tal der Schwarzen Ernz fanden die Archäologen Überreste einer Kette aus Muscheln, die der Gattung der *dentalium vulgare* angehören, die es weder an der Nordsee noch im Ärmelkanal gibt. Sie stammen aus dem Atlantik oder dem Mittelmeer, hatten also eine Reise von mindestens 1 000 km Luftlinie hinter sich, bevor sie in Waldbilling verloren gingen oder vergraben wurden. Die Kette zeugt von Wanderbewegungen oder zumindest Handelsbeziehungen des Luxemburger Raums mit der Atlantik- oder Mittelmeerküste vor rund 7 000 Jahren.

Dem keltischen Fürsten, der sich um 80-65 v. Chr. bei Küntzig begraben ließ, waren u. a. zehn Amphoren, ein Bronzebecken und eine campanische Leuchte mit ins Grab gegeben worden. Sie dokumentieren seine guten Beziehungen zur Mittelmeerwelt, die er schon eine Generation vor der Eroberung Galliens durch Cäsar unterhalten hatte. In den fünf Gräbern von Göbblingen-Nospelt, die zwischen 50 und 15 v. Chr. für treverische Fürst(inn)en errichtet worden waren, konnten die Archäologen eine regelmäßige Zunahme des Anteils der Importwaren feststellen. Die steigende Anzahl von Tellern in diesen Gräbern beweist nicht nur die zunehmenden Handelsbeziehungen, sondern auch die Umstellung der treverischen

Oberschicht auf römische Essgewohnheiten. Die keltischen Bestattungsrituale wurden hingegen nicht so schnell aufgegeben. Gegen Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. wurde ein Angehöriger der keltischen Oberschicht, der als ritterlicher Offizier in der römischen Armee gedient hatte, nach römischer Sitte eingäschert und seine Überreste in einer steinernen Urne bei Hellingen beigesetzt, doch nach gallischer Sitte wurde ihm auch die Gesichtsmaske seines Prunkhelms mit ins Grab gelegt: also eine militärische Beigabe wie sie schon bei seinen Vorfahren in Küntzig und Goebblingen üblich gewesen war. Das monumentale Grabmal von Bartringen, dessen Relief einen Reiterkampf zwischen Römern und Kelten darstellte, wirft die Frage auf, ob das um 30-45 n. Chr. errichtete Denkmal im römisch-südgallischen Stil auf eine schnellere Akkulturation in der mit den Römern kollaborierenden treverischen Oberschicht oder auf die Ansiedlung fremder Bevölkerungselemente schließen lässt.

Die Entwicklung der Bestattungssitten und Grabdenkmäler ist ein plastisches Beispiel für einen spannenden Kulturtransfer und einen Akkulturationsprozess, für den Matthias Middell – auf ganz andere Epochen und Räume bezogen – das Rezeptionsbedürfnis der Aufnahmekultur zurecht

Michel Pauly

als pertinentere Erklärung ansieht als den bislang überbetonten Exportdrang der Eroberer oder Einwanderer. Italische Graffiti auf Tellern oder auch Statuen klassischer römischer Gottheiten wie Jupiter, Juno oder Merkur, die im gallo-römischen Städtchen Dalheim gefunden wurden, zeigen, dass es nicht beim Kulturtransfer geblieben ist, sondern dass sich auch Menschen mit anderen religiösen Vorstellungen hier niedergelassen haben.

Mit Ausnahme der Prunkvilla in Echternach, die wohl von einem Architekten mediterraner Herkunft geplant worden war, da sie anfangs nur einen geheizten Raum enthielt, dafür aber Marmortäfelungen und ein Peristyl nach italischem Vorbild, behielten alle Gutshöfe aus dem 1.-4. Jahrhundert n. Chr. den rechteckigen Grundriss eines keltischen Langhauses bei, setzten nur die römische Säulenhalle und zwei Eckkrisalite davor und ersetzen Holz und Stroh durch Steine und Dachziegel. Andere Elemente gallischer Herkunft wie der Kapuzenmantel oder die Hose wurden auch nicht aufgegeben und eher von den Römern übernommen. Dasselbe gilt für eine Reihe von Vokabeln, die Aufnahme ins Latein fanden, weil die Römer weder Sache noch Begriff kannten, sie aber von den Kelten übernahmen. Es ist also richtig, eher von einer gallo-römischen Mischkultur zu sprechen als von einer Romanisierung, da dieser Begriff einen einseitigen Kulturtransfer suggeriert.

Vor allem die Sprachentwicklung lässt die Folgen der Wanderungsbewegung und der gegenseitigen Assimilation gut erkennen. Während das gallische Substrat im Latein nicht nur zur Übernahme eines ganzen Wortschatzes führte, sondern auch zu phonetischen Verschiebungen, konnte die Sprache der germanischen Eroberer das gallisch geprägte Vulgärlatein bis an die heutige Westgrenze Luxemburgs verdrängen und gleichzeitig konnte das germanische Superstrat das westlich dieser Linie gesprochene Latein ebenfalls im Vokabular (vor allem im militärischen Bereich) und in der Phonetik beeinflussen. Die Sprachgrenze durchschnitt den späteren Luxemburger Raum von Norden nach Süden, ohne dass sich deswegen die beiden Sprachgruppen auseinanderentwickelten.

Das Mittelalter wird im Raum Luxemburg eingeläutet mit den Buchmalereien aus der Abtei Echternach. Das älteste Evangeliar, mit dem *Imago hominis* zu Beginn des Matthäus-Evangeliums, dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach durch Willibrord von den britischen Inseln mitgebracht worden sein. Das typische Flechtbanddekor wurde dann selbst für das steinerne Ambo nachgeahmt. Als eine Generation später das sog. Trierer Evangeliar angefertigt wurde, lag dem illustrierenden Mönch ganz sicher Willibrords Evangeliar als Vorbild vor, wie die Gestaltung des Rahmens und der Schriftzug *Imago hominis* unschwer erkennen lassen, doch die neue, realistische Darstellung des

Menschen in der Bildmitte zeigt, dass es nunmehr neben den insularen auch mediterrane Einflüsse gab bzw. dass im Konvent neben angelsächsischen auch südeuropäische Mönche lebten und zeichneten. Noch wichtiger als diese künstlerischen Verflechtungen ist aber die Tatsache, dass dank der Einwanderung von ursprünglich einem Dutzend Mönche die christliche Religion und Kultur definitiv im Luxemburger Raum und darüber hinaus in Nordwesteuropa verbreitet wurde.

Dass Wanderungen im Mittelalter nicht auf das Milieu der Klöster beschränkt waren, zeigen die Hunderte von Hospitälern, die ich allein im Raum zwischen Maas und Rhein ausfindig machen konnte, und das gerade auch in unzugänglicheren, wenig bewohnten Gegenden wie den Ardennen oder den Vogesen. Vor allem die älteren, häufig zu Klöstern gehörenden Hospitäler dienten in erster Linie der Beherbergung von Pilgern und Reisenden, die sich eine Luxusherberge nicht leisten konnten. Diese Personen waren wohl keine Migranten, sondern nur Reisende. Zu Trägern eines Kulturaustauschs konnten sie nichtsdestotrotz werden. Beim Zuzug von Neubürgern in mittelalterliche Städte erscheint nicht nur das engere Umland als Herkunftsgebiet, sondern im Fall der Stadt Luxemburg durchaus auch entferntere Regionen wie Wallonien oder das Saarland.

In der Frühen Neuzeit sind es Wanderbewegungen in der Folge von Kriegshandlungen, die auch den Raum Luxemburg betrafen. Nach der Eroberung der Stadt Luxemburg im Jahr 1684 förderte König Ludwig XIV. die Ansiedlung von Franzosen, um das eroberte Gebiet dauerhaft an sein Königreich anzuschließen. Das Neubürgerverzeichnis der Stadt beweist, dass seine Maßnahmen von Erfolg gekrönt waren und selbst aus der Mitte Frankreichs Menschen in das nach 50 Jahren Krieg, Pest und Hungersnot ausgelaugte und demographisch stark dezimierte Herzogtum wohnen kamen. Im selben Register sind auch Einwanderer aus den Alpenländern verzeichnet. Sie waren aus Tirol, Vorarlberg und Savoyen nach Luxemburg gekommen, wohlwissend, dass im Gefolge von Armeen für die Wiederaufbauarbeiten zusätzliche Bauarbeiter benötigt wurden.

Dieser Befund führt mich nun zu etlichen allgemeineren Überlegungen.

Zum Ersten bestätigt er m. E. eindrucklich die Feststellung, die Michael Borgolte im letzten Heft der *Historischen Zeitschrift* in Bezug auf das Frühmittelalter machte: „Kultur, verstanden als Bearbeitung und Deutung der Welt, ist undenkbar ohne Migration. Anthropologen weisen darauf hin, dass nahezu alle Impulse für menschliches Handeln und Verhalten auch Anlässe zu individueller oder kollektiver Migration geben und Sesshaftigkeit als Gegenmodell zur Wanderschaft stammesgeschichtlich erst verhältnismäßig spät

Vor allem die Sprachentwicklung lässt die Folgen der Wanderungsbewegung und der gegenseitigen Assimilation gut erkennen.

aufgekommen sei.“ Mit Berufung auf Wolfgang Welsch schreibt er des Weiteren, es gelte deshalb heute, „Kultur jenseits des Gegensatzes von Eigenkultur und Fremdkultur zu denken. [...] Unsere gegenwärtigen Kulturen hätten [...] die Formen von Homogenität und Separiertheit längst zugunsten von Mischungen und Durchdringungen abgestreift, sie hätten Strukturen der Transkulturalität angenommen. [...] Die neuen Verflechtungen seien eine Folge von Migrationsprozessen, von weltweiten Verkehrs- und Kommunikationssystemen sowie von ökonomischen Verflechtungen und Abhängigkeiten. Zeitgenössische Kulturen kennzeichne Hybridität [...]: ‚Wir sind kulturelle Mischlinge.‘“

Das mag dem anfangs des 20. Jahrhunderts geprägten Begriff von Batty Weber nahekommen, der von Luxemburg als von einer „Mischkultur“ sprach. Doch die Berücksichtigung der permanenten Wanderungsbewegungen und der durch sie provozierten kulturellen Aneignungs- und Verfremdungsprozesse hilft m. E., den Begriff aus einer essenzialistischen Engführung herauszuführen und als dynamischen Identitätsbegriff neu zu deuten. Ich hoffe, in meinem Vortrag nachgewiesen zu haben, dass diese Verflechtungsprozesse und die ihnen zugrunde liegenden Migrationen wohl so alt sind wie die Menschheit, und nicht nur im Raum Luxemburg. Und da die Migrationen ja nicht um 1800 aufhören, sondern im Industriezeitalter zum dauerhaften Massenphänomen werden, wird diese Hybridität der Kultur nach 1800 weiter verstärkt werden.

Unerforscht bleibt m. W. die Frage, wann zum ersten Mal die Träger der oben nachgezeichneten hybriden Kultur von sich als von „Wir Luxemburgern ...“ sprachen. Für Ansätze eines *nation building* gibt es vor dem Wiener Kongress keine Indizien. Wohl betitelt Gilbert Trausch das Kapitel über die Frühe Neuzeit in seiner 2003 bei Privat erschienenen *Histoire du Luxembourg* mit „Comment rester

distincts dans le filet des Pays-Bas?“, doch das ist eine anachronistische und teleologische Fragestellung. Er kommt selbst nicht an der Antwort vorbei: „L'idée d'un Luxembourg État à part entière n'a pas effleuré les Luxembourgeois d'Ancien Régime. Elle dépassait leur entendement.“ Wobei noch zu fragen wäre, wer die „Luxembourgeois d'Ancien Régime“ denn waren.

Wohl schrieben die hauptstädtischen Richter und Schöffen kurz nach der burgundischen Eroberung an Herzog Philipp einen Brief, in dem sie das Profil des neuen Gouverneurs mit den Worten umschrieben: „[...] nous avons mestier d'ung Sr. qui saiche le Pays, le langaige, & qu'il ait grande puissance & autorité tant sus le Ryn que autre part.“ Dabei ging es ihnen aber eher um praktische Kommunikationsvorteile als um nationale Regungen, wie schon der Hinweis auf seine Machtstellung bis an den Rhein andeutet, die ja auch nicht als expansionistisch misszuverstehen ist. Im Übrigen stellt sich auch die Frage, welche Sprachkenntnisse die Schöffen denn vom zukünftigen Gouverneur erwarteten, denn im Herzogtum wurde im Westen wallonisch, im Ostteil moselfränkisch gesprochen. Von einer Einheitssprache als Substrat einer nationalen Einheit war vor 1839 keine Rede. Auch wirtschaftlich war der Westen eher zum Maastal und nach Brabant hin ausgerichtet, der Osten nach Kurtrier und zum Rhein hingewandt. Und einem einheitlichen Naturraum kann man das Ardennen, Ösling, Eifel aber auch Moseltal, Gutland und Gaume begreifende Herzogtum auch nicht zurechnen.

Der älteste literarische Hinweis auf ein Nationalgefühl wird auf 1623 datiert: im Widmungsbrief seiner *Institutionum politicarum libri IV* an die Adresse der Stände des Herzogtums Luxemburg und der Grafschaft Chiny drückte Nikolaus Vernulaeus seine Liebe zur Heimat aus. Er betont die Treue der Luxemburger gegenüber ihrem Herrscher während des Aufstands der Niederlande

Gerade die regelmäßige Integration ‚fremder‘ Elemente in die Landesbevölkerung [...] zeigt auch die Bedeutung der Unterscheidung von Staat und Nation und die historische Kurzlebigkeit des Nationalstaats.

kliomedia

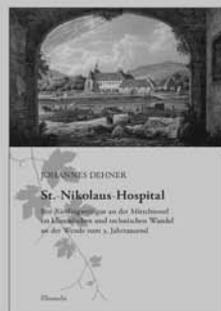


Jetzt auch mit Geschäft
in Trier, Neustraße 45!

Kliomedia GmbH
Max-Planck-Str. 10-12
54296 Trier

www.kliomedia.de

Der Verlag für Geschichte und Kultur von Trier · Luxemburg · Lothringen



Johannes Dehner,

St.-Nikolaus-Hospital. Ein Rieslingweingut an der Mittelmosel im klimatischen und technischen Wandel an der Wende zum 3. Jahrtausend, Trier 2009,

ISBN 978-3-89890-151-2

Michel Margue, Michel Pauly,
Wolfgang Schmid (Hrsg.),

Der Weg zur Kaiserkrone. Der Romzug Heinrichs VII. in der Darstellung Erzbischof Balduins von Trier, Trier 2009
(Publications du CLUDEM 24)

ISBN 978-3-89890-129-1



sowie ihre Treue gegenüber dem römisch-katholischen Glauben. Claude Loutsch hebt zu Recht hervor, dass bei Vernulaeus durchaus Elemente eines Nationalbewusstseins gegeben sind: gemeinsame Vergangenheit, gemeinsame Werte, die es zu verteidigen gilt, Überlegenheitsgefühl gegenüber den Nachbarn, ein Bewusstsein, das aber allenfalls in der kultivierten Elite der Luxemburger Gesellschaft vorhanden war. Alle anderen Luxemburger Humanisten verstanden sich als *Luxemburgensis*, nur wenn sie aus der Stadt stammten. Neubürger wurden Bürger einer Stadt und mussten einen entsprechenden Treueeid ablegen; ein Schwur auf den König und Kaiser gewordenen Herzog ist hingegen nicht überliefert.

Sonja Kmec machte mich dankenswerterweise auf ein wenig zitiertes *Manifeste de la nation luxembourgeoise* aufmerksam, das im Dezember 1789 in Herve, dem Zentrum des belgischen Aufstands, anonym veröffentlicht wurde und das sie trotz seiner klerikalen Inspiration als ersten Beleg für den modernen Nationenbegriff ansieht, da eine Art Volkssouveränität beschworen und Nation als anti-josephinisch verstanden wird, im krassen Gegensatz zur traditionellen „fidélité monarchique“. Sowohl Nicolas Margue als auch Daniel Spizzo betonen zu Recht, dass ein solcher Text wohl einen klaren Unterschied zwischen der belgischen und der luxemburgischen Nation macht, aber eindeutig minoritäre Gedanken enthält. Zudem ist in diesen Texten die Affirmation eines nationalen Gedankens nicht gleichbedeutend mit einer Forderung nach staatlicher Eigenständigkeit. 1795, beim Einmarsch der französischen Revolutionstruppen, ließ der Stadtmagistrat eine Willkommensadresse an den Citoyen Merlin, *représentant du peuple*, verfassen, in der es heißt: „Le magistrat de Luxembourg [...] toujours fidèles, toujours dévoués aux maîtres qu'ils ont eus à ce jour, ils le seront de même à la République française sous la domination de laquelle ils viennent de passer.“ Die Treue zum Monarchen scheint bedenkenlos auf die neuen Machthaber übertragen worden zu sein. Dabei hatte eine bürgerliche Miliz noch während der monatelangen Belagerung die österreichische Garnison tatkräftig unterstützt. Diese in wenigen Tagen wechselnde Ergebnisheit gegenüber den gerade herrschenden Machthabern bestätigt, dass ein kollektives Nationalbewusstsein, das etwa den Gesandten beim Wiener Kongress von 1815 die Forderung nach staatlicher Eigenständigkeit auf nationaler Basis mit auf den Weg gegeben hätte, nicht vorhanden war, auch wenn einzelne Intellektuelle den aus Frankreich stammenden Nationenbegriff aufgenommen hatten.

Der Staat und seine Grenzen wurden den Einwohnern von den Großmächten 1815/39 aufgezwungen. Danach erst konnte sich ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln, doch keine 100 Jahre später wurde der nationale Identitätswurf des 19. Jahrhunderts schon von Batty Webers Konzept

einer Mischkultur überholt, weil er die Bedeutung der kulturellen Transfers – die ja wesentlich von den jahrhundertelangen und mit der Industrialisierung noch verstärkten Wanderungsbewegungen bedingt waren – berücksichtigte, auch wenn es die Aporien eines essenzialistischen Identitätsverständnisses nicht immer vermeiden konnte. Gerade die regelmäßige Integration ‚fremder‘ Elemente in die Landesbevölkerung, die ja jüngst wieder mit Erfolg erleichtert wurde, zeigt auch die Bedeutung der Unterscheidung von Staat und Nation und die historische Kurzlebigkeit des Nationalstaats. Ernest Renan hatte schon in seiner berühmten Rede von 1882 zur Frage „Qu'est-ce qu'une Nation?“ festgehalten: „Les nations entendues de cette manière, sont quelque chose d'assez nouveau dans l'histoire. [...] Les nations ne sont pas quelque chose d'éternel. Elles ont commencé, elles finiront.“ Leider haben nicht viele Politiker, weder in Frankreich noch anderswo, ihn genau gelesen.

Ich ziehe daraus zwei Schlussfolgerungen:

- eine *epistemologische*: Wir sollten Geschichte nur noch in metanationaler Perspektive studieren. Damit meine ich eine Forschungsperspektive, die nicht nur transnational über die heutigen Staatsgrenzen hinwegschaut, um die Landesgeschichte zu verstehen, und die pränationale Vergangenheit des von einer heutigen Nation okkupierten Sozialraums nicht im Licht der späteren nationalen Bewegungen interpretiert;
- und eine *politische*: Gilbert Trausch ist zuzustimmen, wenn er jüngst den Verfassungspatriotismus als einziges historisch legitimes Zukunftskonzept für ein transkulturelles Luxemburg ansieht. Und das bedeutet, dass politische Rechte nicht mehr an nationale Kategorien gebunden werden sollten, sondern nur noch an die Residenz.

Doch was ich hier als neue Ergebnisse historiographischer Forschung vorgestellt habe, scheint mittlerweile *mainstream* geworden zu sein: Heute morgen (11.12.2009) las ich im Leitartikel von Marcel Kieffer im *Luxemburger Wort* folgende Definition: „Evidemment, il y a le phénomène de l'immigration, légale et clandestine, grâce et malgré l'Europe, un brassage des cultures qui [...] peut s'avérer un facteur d'enrichissement. La notion d'identité nationale n'est pas statique. Elle est par son essence même le résultat momentané, donc provisoire, d'un échange mutuel, d'un alliage fluctuant de cultures, de mentalités et d'histoires, individuelles et collectives.“ Das wollte ich in der Tat beweisen. Und wenn das LW dahinter steht, dürfte auch die politische Forderung bald in die Tat umgesetzt werden können. ♦

Eine ausführlichere, mit Anmerkungen versehene Fassung des Vortrags erscheint in dem für Ende 2010 geplanten Tagungsband.

„Les nations entendues de cette manière, sont quelque chose d'assez nouveau dans l'histoire. [...] Les nations ne sont pas quelque chose d'éternel. Elles ont commencé, elles finiront.“
(Ernest Renan, 1882)
